NATIONAL PARKS AUSTRIA

Nationalpark Hohe Tauern



Tagungsband

30. Wildtiermanagement Tagung

Von den Widersprüchlichkeiten der Jagd

8. und 9. Oktober 2026

www.hohetauern.at

Impressum
Für den Inhalt verantwortlich: Die Referent:innen
Sekretariat des Nationalparkrates, Kirchplatz 2, 9971 Matrei i. O.
Satz: Bianca Brugger, Nationalpark Hohe Tauern
Layout: vorauer&friends
Titelbild: Bruno Wolfsfellner ©

Inhaltsverzeichnis

Wissen wir Jäger noch, wer wir sind?
Dr. Michael STERNATH ..... Seite 1

Vom Umgang mit der Technik - ethische Fragen im Angesicht rasanter Entwicklungen
Prof. Dr. Markus MOLING ..... Seite 3

Jagdkommunikation zwischen Sichtbarkeit und Verantwortung
Akad. Jagdwirtin Christine FISCHER MBA ..... Seite 5

Was ist dran am Alten?
Mag. Christopher BÖCK ..... Seite 8

Was ist Jagd? - Symbiose oder Granzgang zwischen Leidenschaft, Verantwortung, Regulierung und Ökologie
Mag. Martin SCHWÄRZLER ..... Seite 11

Mit Motorsäge und Gewehr - Wildschäden vorbeugen
FD Mag. Dipl.-Ing. Dr. Elisabeh SCHASCHL MS ..... Seite 14

Jagd - Selbstbilder und Widersprüche
Dr. Martin JANOVSKY ..... Seite 15

Wo geht die Reise hin?
Josef WIESER MSc ..... Seite 17

Wissen wir Jäger noch wer wir sind?

Wir Jäger haben uns im Laufe des 20. Jahrhunderts ziemlich weit vom Kern und vom Wesentlichen unseres Jägerseins entfernt. Sehen wir uns die Entwicklung unseres jagdlichen Selbstverständnisses im 20. Jahrhundert in groben Zügen an, nach jeweiliger Zeit und jeweiligem Zeitgeist:

– Zuerst, im Dritten Reich, wollte man das deutsche Wild „aufarten", vor allem wollte man starke Trophäenträger. Der Jäger wurde zum „Aufarter".

– Dann, nach dem Zweiten Weltkrieg, wollte man die durch den Beschuss der Besatzer und einheimischer Wilderer am Boden liegenden Wildbestände „aufhegen". Der Jäger mutierte zum „Aufheger". Die Aufhege lief zeitlich zusammen mit dem ausbrechenden Wirtschaftswunder, das die notwendigen Mittel zu Fütterung, Reviergestaltung usw. zur Verfügung stellte.

– Schließlich kam das Zeitalter der „Manager in Grün", die das Wild unter Beiziehung von Wildbiologen im Raum verteilen und unter dem Druck der Forstwirtschaft in der Stückzahl zu begrenzen suchten; kurz gesagt: Das Zeitalter des „Regulierens" war angebrochen, und der Jäger verstand sich als „Regulierer".

All diese zeitgeistigen Vorstellungen haben sich also im Selbstverständnis der Jäger niedergeschlagen, Vieles davon bis heute. Den Kern der Jagd hat aber keine dieser Vorstellungen getroffen, bestenfalls Teil- oder Randaspekte. Durch die jeweilige Betonung von solchen Randaspekten hat man vergessen und in den Hintergrund gedrängt, was wir Jäger im Kern sind: Menschen, die Tiere töten.

Menschen dürfen Tiere töten, es ist das Selbstverständlichste der Welt. Unsere Biologie, unser Verdauungsapparat usw. usf. weisen uns als Lebewesen aus, die sich in ihrer Natur – nicht nur, aber auch – zum Fleischfressen hin entwickelt haben. Wir Menschen sind geborene Auch-Fleischfresser. Um zu Fleisch zu kommen, müssen wir Tiere töten. Wir dürfen das, es liegt in unserer natürlichen Ordnung. Wenn wir das einmal akzeptiert haben, dann bleiben nur noch die beiden Fragen übrig: Welche Tiere töten wir? Und: Wie töten wir? – Solange wir Jäger Tiere in freier Wildbahn töten, die ständig nachwachsen, und sie verwerten, tun wir nichts Unrechtes; soviel zur ersten Frage. Zur zweiten Frage, zur Frage, wie wir Jäger Tiere töten: Auch da tun wir nichts Unrechtes, wenn wir nur unser Handwerk beherrschen, eben das Handwerk des Tötens und des Inbesitznehmens des erlegten Wildes.

Das Töten und das Inbesitznehmen ist der Kernpunkt unseres Jägerseins, dafür brauchen wir uns nicht zu schämen, und das brauchen wir vor der Öffentlichkeit auch nicht verschämt verschweigen. Genau das haben wir aber in den vergangenen Jahrzehnten getan, wenn wir uns vor der Öffentlichkeit im Mäntelchen der „Aufarter", der „Aufheger" oder der „Regulierer" gezeigt haben.

Der Kern des Jägerseins ist heute kein anderer als vor zigtausend Jahren, als der Homo sapiens als nomadisierender Wildbeuter und Sammler durch die Lande zog. Der Wildbeuter vor 30.000 Jahren musste sein Geschäft und sein Handwerk verstehen, damit er überlebte. Sein Geschäft war: das Wild aufspüren, es verfolgen, es töten und in Besitz nehmen. In Besitz nehmen hieß: alle verwertbaren Teile in Besitz nehmen, vom Fleisch über die Knochen und Sehnen bis hin zum Fell. Dieser ganze Bogen, vom Aufspüren bis zum Töten und vollständigen Inbesitznehmen, das beschreibt die Kernkompetenz des Jägers. Das ist das Handwerk, das er beherrschen muss. Unser Handwerk perfekt zu beherrschen, das sollte auch heute unser Anspruch und unser Selbstverständnis sein.

Aber wie sieht unser Selbstverständnis heute tatsächlich aus? Was erklären wir Jäger der Öffentlichkeit auf die Frage nach unserem Tun? Wir faseln immer noch vom Regulieren, wir geben uns als Wildversteher mit in die Breite getretenem wildökologischem und wildbiologischem Wissen, präsentieren uns als edle Kitzretter, als Fütterer, als Wildlenker, als Wildheger, als Wild-im-Raum-Verteiler, als Schutzwaldschützer. Wir fördern und retten Tiere im Frühjahr, damit wir sie im Herbst dann töten können oder müssen, wobei wir das Retten gerne herzeigen und das Töten eher verschweigen oder als Regulierungsnotwendigkeit verkleiden. – *„Der Jäger ist ein Henker, der den Priester mimt"*, hat der Schweizer Schriftsteller Leo Tuor seinen Settembrini im Buch sagen lassen. Wie recht er hatte!

Als Priester sind wir Jäger aber nicht glaubwürdig, nicht in der Öffentlichkeit und auch nicht vor uns selbst. Wir sind durch Jahrzehnte hindurch gehirngewaschen worden mit allen möglichen fadenscheinigen

Erklärungen für unser Tun. Wir sollten offen dazu stehen und sagen, was wir tun: Tiere töten. Und dass es uns auch noch Freude macht, weil die Natur Dinge, die dem Überleben dienten, auch in der Psyche belohnt. Wir sollten aufhören, uns vorrangig als Heger und Kitzretter und angewandte Naturschützer zu verkleiden. Wir brauchen uns nicht zu schämen, wenn wir Tiere töten. Wir dürfen es. Wir müssen bloß das Handwerk des Tötens und Inbesitznehmens von der Pike auf gelernt haben und beherrschen. Und wenn wir das tun und auch sagen, was wir in Wahrheit tun, dann werden wir in den Augen der Öffentlichkeit nicht mehr als wandelnder Widerspruch wahrgenommen werden, sondern, im Gegenteil, mehr Akzeptanz finden, als dies heute der Fall ist. Und was uns Jäger selbst angeht: Wir würden uns dann wieder selbst bewusst werden, wer wir sind. Und sich seines Tuns selbst bewusst zu sein, ist der Schlüssel zum Selbstbewusstsein.

Dr. Michael STERNATH, Sternath Verlag, Mallnitz

Vom Umgang mit der Technik – ethische Fragen im Angesicht rasanter Entwicklungen

Der Philosoph Hans Jonas vergleicht in seinem Buch „Prinzip Verantwortung“ den modernen, von der Technik geprägten Menschen mit dem entfesselten Prometheus. Diese griechische Sagengestalt hat im Mythos das Feuer von der Welt der Götter gestohlen und es den Menschen gebracht. Als Strafe dafür wurde er an einen Felsen gebunden. Dieser Prometheus hat sich nun, so Jonas, mit dem Gebrauch der modernen Technik in verschiedensten Feldern entfesselt. Damit ist er zur Gefahr für seine Umwelt und die eigene Spezies geworden.

Diese Interpretation des Menschen und der Technik wurde von manchen als fortschrittsfeindlich zurückgewiesen. Doch eines ist klar: Der Gebrauch der Technik verändert den Umgang des Menschen mit sich selbst und mit seiner Umwelt. Diese Veränderung lässt sich auch im Jagdwesen nachzeichnen. Und noch etwas ist bemerkenswert und kennzeichnet die Moderne: Der technische Fortschritt ist rasant geworden.

Doch ohne Technik würde der Mensch nicht jagen können. Bereits der Jäger der Steinzeit hatte seine Technik, um mit Pfeil und Bogen, Wildtiere zu erlegen. Heute sind die Möglichkeiten des Einsatzes von Technik allerdings scheinbar unendlich gestiegen.

Diese Möglichkeiten stellen nicht nur die traditionelle Form der Jagd in Frage, sondern verwandeln schrittweise und schleichend das Selbstverständnis der Jägerschaft und auch den Umgang mit dem Wildtier. Die Fahrt mit dem Auto hinein ins höchste Bergrevier ist ein erster technischer Fortschritt, den sich unsere Vorfahren nicht vorstellen konnten. Doch heute stehen Nachtsichtgeräte, Drohnen, Wärmebildkameras, Überwachungsgeräte und vieles andere auf dem Markt zur freien Verfügung.

Viele Firmen fahren mit dieser, vor allem aus der Kriegstechnik gewonnenen Entwicklung, hohe Gewinne ein. Betriebe, die sich der traditionellen Ausrüstung und Optik verschrieben haben, suchen nach neuen Lösungen oder werden in die Knie gezwungen. Längst ist ein wirtschaftliches Ringen entbrannt, welcher Anbieter den europäischen Markt dominieren kann und inwiefern die Geräte aus dem Osten besser und billiger sind.

Durch den Einsatz der Technik wird das Erlegen vieler Wildarten erleichtert. Zielsicher kann ihnen nachgestellt werden. Dies gilt vor allem für das Schwarzwild, mancherorts aber auch für das Rotwild.

Diese modernen Entwicklungen werfen allerdings auf verschiedenen Ebenen ethische Fragen auf. Ethik reflektiert unser Handeln und die dahinter liegenden Wert- und Zielvorstellungen, damit unser Tun nicht entgleist.

Eine erste Ebene ethischer Fragestellungen berührt den Umgang der Jägerschaft mit dem Wildtier selbst. Ist es richtig, Wildtiere auch noch in der Nacht zu bejagen und ihnen damit mögliche Ruheorte und Phasen zu nehmen? Gibt es keine andere Möglichkeit der Reduzierung von Beständen als die Bejagung in der Nacht? Was heißt es für ein Jagdsystem, wenn es ohne Nachtbejagung nicht mehr auskommt? Führt die Digitalisierung der jagdlichen Waffen nicht zu einer zunehmenden Distanzierung vom Wildtier als Lebewesen und Mitgeschöpf? Wird der Tötungsakt nicht zu einer Art Computerspiel?

Andere Fragen betreffen das Jagdwesen selbst. Ist es richtig, dass die traditionelle Jagd dem Einsatz der Technik weicht und damit mehr und mehr in eine gezielte Form der Wildtierregulierung verwandelt wird, die auch und vielleicht sogar besser von Beamten vollzogen werden könnte? Hat das von Ortega y Gasset betonte Prinzip „Das Wild muss eine Chance auf Flucht haben“ heute noch Geltung oder gehört es einer vergangenen Sicht an?

In all diesen Spannungen und Auseinandersetzung kann eine ethische Reflexion u.a. folgende drei Überlegungen schärfen. Daraus lassen sich Bewertungsparameter für den Einsatz moderner Technik in der Jagd ableiten und in der weiteren Diskussion fruchtbar machen. Leitvorstellung bildet dabei eine weidgerechte, d.h. auch dem Wildtier und seinem Wohl verpflichtete Jagd. 1. Weidgerechte Jagd setzt einen respektvollen Umgang mit dem Wildtier voraus. Dies betrifft die Art der Bejagung, den Tötungsakt und die

nachfolgende Behandlung des erlegten Stückes. Je mehr ich dem Tier als Mitgeschöpf, lebendigen, schmerzempfindsamen Gegenüber begegne, desto weniger ist es angemessen, Technik als Übermacht und Entwertung des Wildes einzusetzen, um damit nur menschliche Gelüste zu befriedigen. 2. Weidgerechte Jagd ist dem Prinzip der Nachhaltigkeit als Selbstbeschränkung verpflichtet und setzt Technik dort ein, wo sie helfen kann, Tierleiden beispielsweise bei Nachsuchen zu minimieren oder ein wertvolles Hilfsmittel für Monitoring und Erhebungen darstellt. Wenn ich damit aber Jagddruck erhöhe und Ruhezonen minimiere, bisher unerreichbares Wild erlege, lässt es sich nicht mehr als nachhaltig und Ausdruck von Selbstbeschränkung verstehen. 3. Eine weidgerechte Jagd sieht den Menschen als Teil der Natur. Durch die Technik hat er sich immer mehr von ihr distanziert. Der Einsatz moderner Technik in der Jagd kann diese Distanzierung potenzieren und eine Haltung der Herrschaft untermauern, welche das Jagdwesen diskreditiert, und das Wild deklassiert.

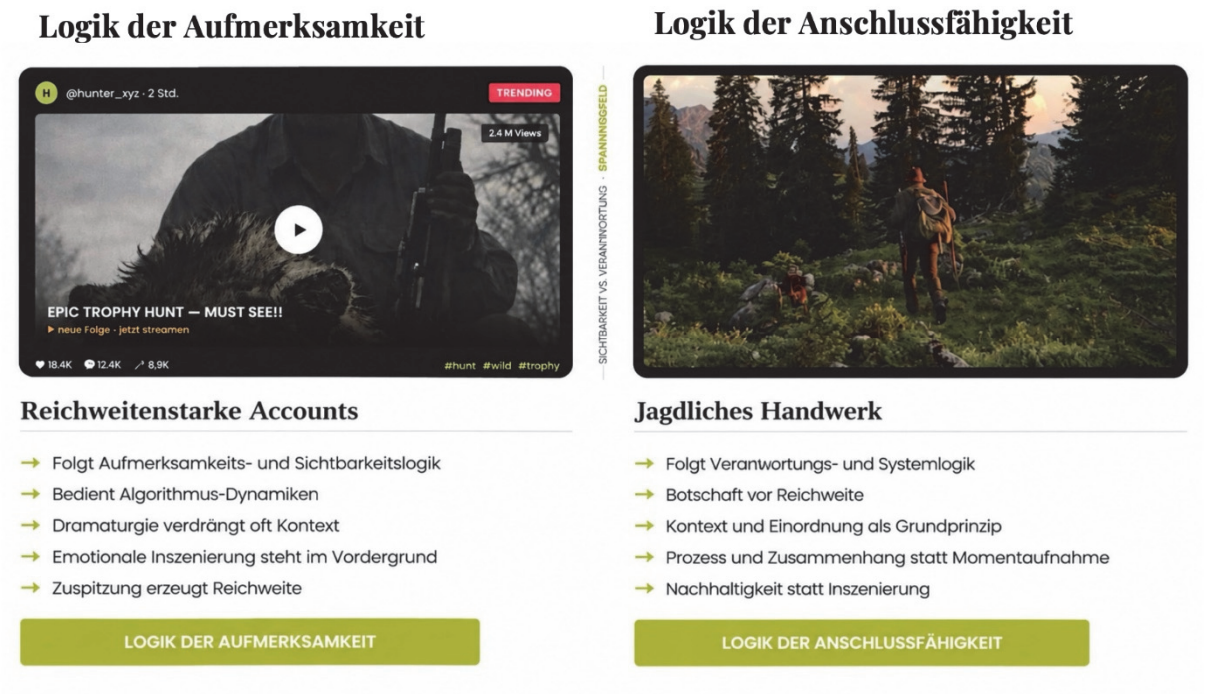
Von I. Kant stammt die berühmte Frage, ob sich der Mensch zum besseren verändern kann. Seine Antwort im Geist der Aufklärung lautet: ja. Mit dieser Verbesserung ist eine ethische Reflexion gemeint, welche laufende Prozesse begleitet. Auch das Jagdwesen und der Einsatz von Technik braucht eine solche Reflexion, die auch von der Jägerschaft selbst geführt werden soll.
Prof. Markus Moling, Brixen

Prof. Dr. Markus MOLING, Hochschule Brixen

Jagdkommunikation zwischen Sichtbarkeit und Verantwortung

Jagd ist von Natur aus spannungsreich. Sie verbindet Nutzung und Schutz, Töten und Verantwortung für Leben, Tradition und modernes Wildtiermanagement. Für Menschen innerhalb der jagdlichen Erfahrungswelt gehören diese Aspekte oft selbstverständlich zusammen. Außerhalb dieser Welt können dieselben Zusammenhänge jedoch widersprüchlich wirken. Genau hier beginnt die Herausforderung moderner Jagdkommunikation.

Noch nie haben so viele unterschiedliche Akteure öffentlich über Jagd gesprochen wie heute: einzelne Jägerinnen und Jäger, Verbände, Unternehmen, Medien, Influencer oder wissenschaftliche Einrichtungen. Diese Vielfalt ist zunächst etwas Positives. Sie steht für kommunikative Freiheit und zeigt, wie unterschiedlich Jagd gelebt und verstanden wird. Gleichzeitig entsteht aus vielen individuellen Beiträgen in der öffentlichen Wahrnehmung ein gemeinsames Bild. Wir kommunizieren zwar individuell, wahrgenommen werden wir jedoch gemeinsam.
Das führt zu einer zentralen Frage: Entspricht das, was wir zeigen und sagen, auch dem, was außerhalb unserer eigenen Erfahrungswelt verstanden wird?
Ein jagdliches Bild kann dies sehr deutlich machen. Im Revier ist es eingebettet in Wissen, Erfahrung und konkrete Zusammenhänge. Für Menschen innerhalb der Jagd kann es stimmig, nachvollziehbar und identitätsstiftend sein. Wird dasselbe Bild in sozialen Medien veröffentlicht, verändert sich der Rahmen. Es erreicht Menschen ohne jagdliches Vorwissen, mit anderen Erfahrungen, anderen Wertvorstellungen und anderen Erwartungen. Das Bild bleibt gleich, seine Bedeutung ändert sich.



Jagdliche Inhalte werden innerhalb der eigenen Erfahrungswelt anders eingeordnet als außerhalb der Jagd.
Grafik: eigene Darstellung © HIRSCH&CO, 2026.

So entstehen kommunikative Widersprüchlichkeiten. Begriffe wie Dankbarkeit, Ehrfurcht, Respekt oder Waidgerechtigkeit können innerhalb der jagdlichen Gemeinschaft positiv besetzt sein. Aus einer anderen Werteperspektive können genau diese Begriffe in Verbindung mit der Tötung eines Tieres als Widerspruch wahrgenommen werden. Was für die eine Seite Verantwortung und Handwerk bedeutet, kann auf der anderen Seite Irritation oder Ablehnung hervorrufen.

Besonders deutlich zeigt sich dies bei Erlegerbildern. In einer Untersuchung mit 1.050 Personen der Generation Z im Alter von 18 bis 29 Jahren ohne Jagdschein wurden – je nach Bildvariante – zwischen 96 und 99 Prozent der gezeigten Erlegerbilder negativ bewertet. Weitere Ergebnisse zeigen: 67 Prozent der Befragten empfanden Mitleid mit den dargestellten Tieren, 62 Prozent bezeichneten Erlegerbilder als abstoßend und 57 Prozent waren der Ansicht, dass solche Bilder das gesellschaftliche Bild der Jagd negativ beeinflussen. Diese Ergebnisse bedeuten nicht, dass Jagd ihre Realität verstecken oder beschönigen soll. Aber sie zeigen, dass Wirkung nicht ignoriert werden kann, sobald sie bekannt oder vorhersehbar ist. Kommunikation beginnt deshalb nicht erst mit dem Posten. Sie beginnt mit der Entscheidung, was wir öffentlich sichtbar machen.
Ein weiteres Spannungsfeld entsteht zwischen Aufmerksamkeit und Wirkung. Digitale Plattformen begünstigen Emotionalisierung, Zuspitzung und außergewöhnliche Bilder und damit hohe Sichtbarkeit und Reichweite. Gesellschaftliche Anschlussfähigkeit folgt jedoch einer anderen Logik. Sie braucht Kontext, Einordnung und Verständlichkeit. Was im digitalen Raum besonders stark sichtbar ist, trägt deshalb nicht automatisch zu einem besseren gesellschaftlichen Verständnis bei. Reichweite misst Verbreitung, nicht Verständnis.



Digitale Sichtbarkeit folgt anderen Mechanismen als gesellschaftliche Anschlussfähigkeit.
Grafik: eigene Darstellung © HIRSCH&CO, 2026

Die zentrale Aufgabe besteht daher nicht darin, alle Stimmen zu vereinheitlichen. Jagd darf vielfältig bleiben. Entscheidend ist vielmehr, ob diese Vielfalt nach außen ein nachvollziehbares Gesamtbild erzeugt.

Ein hilfreicher Maßstab dafür ist die gesellschaftliche Anschlussfähigkeit. Sie bedeutet nicht, dass Menschen jeder Form der Jagd zustimmen müssen. Ebenso wenig bedeutet sie, jagdliche Positionen aufzugeben. Anschlussfähigkeit heißt vielmehr, Jagd so zu kommunizieren, dass auch Menschen ohne jagdlichen Hintergrund verstehen können, was wir tun, warum wir es tun und welche Werte und Verantwortlichkeiten dahinterstehen.

Besonders wichtig ist dabei die Übereinstimmung von Anspruch, Handlung und Darstellung. Was wir über Jagd sagen, was wir tatsächlich tun und was wir öffentlich zeigen, sollte sich nicht gegenseitig infrage stellen. Glaubwürdigkeit entsteht dort, wo diese drei Ebenen erkennbar zusammenpassen.

Kommunikative Verantwortung liegt dabei nicht nur beim Einzelnen. Auch Verbände und Institutionen schaffen Orientierung, vermitteln Kontext und können Bildungsangebote zugänglich machen. Eine besondere Verantwortung entsteht zudem dort, wo jagdliche Sichtbarkeit mit wirtschaftlichem Nutzen verbunden ist. Wer mit Jagd Reichweite erzeugt und davon profitiert, gestaltet gleichzeitig ihr gesellschaftliches Bild mit.

Als gemeinsamer Mindeststandard lässt sich deshalb ein einfacher Anspruch formulieren: Jagdkommunikation sollte *fachlich richtig, verständigungsorientiert und folgenbewusst* sein. Sie sollte also der jagdlichen Realität standhalten, Verstehen ermöglichen und vorhersehbare Wirkungen mitdenken.
Wir teilen uns eine gemeinsame Reputation. Gerade deshalb tragen wir auch gemeinsam Verantwortung dafür, dass unsere individuellen und vielfältigen Stimmen in die gleiche Richtung wirken und ein glaubwürdiges, nachvollziehbares Bild der Jagd in der Öffentlichkeit entstehen lassen.

Akad. Jagdwirtin Christine FISCHER MBA, BOKU Wien

Was ist dran am Alten?

Erlauben Sie mir einen Einstieg mit einer Beobachtung aus meinem Berufsalltag: Ich sitze in Sitzungen, in denen über Wärmebildtechnik, Drohnenkitzsuche und digitale Serviceleistungen sowie Abschussmeldungen diskutiert wird – und wenige Stunden später bin ich in der Natur, wo nichts anderes zählt als das Wissen über das Verhalten des Wildes, seine Einstände und Wechsel sowie das Lesen von Spuren und das Küseln des Windes. Zwei Welten, ein Beruf, eine Leidenschaft.

Der Titel meines Beitrags lautet „Was ist dran am Alten?" – und ich meine damit zweierlei: Was ist dran an den alten, überlieferten Werten unserer Jagd? Und was ist dran an jenen, die diese Werte seit Jahrzehnten leben – unseren erfahrenen, „alten" Weidkameradinnen und -kameraden? Beide Fragen hängen enger zusammen, als es auf den ersten Blick scheint.

Jagdliche Werte vs. Technik

Die Jagd hat sich technisch in den vergangenen zwanzig Jahren tiefgreifender verändert als in vielen Jahrzehnten davor. Fotofallen sind längst Usus, Wärmebildkameras machen die Nacht zum Tag. Ballistik-Apps berechnen den Schuss auf den Zentimeter. Drohnen finden Rehkitze, bevor der erste Traktor auf die Wiese fährt und Fallensender melden, wenn die Lebendfalle auslöst.

All das ist zu großen Teilen sinnvoll und notwendig. Die Drohne beispielsweise hilft mit einer enormen Flächenleistung, Kitze vor einem grausamen Tod zu retten und trägt dazu bei, dass kein Tierkadaver ins Futter gelangt. Das Nachtzielgerät hilft, im Dunkeln das Schwarzwild anzusprechen, bevor überhaupt geschossen wird. Technik kann Weidgerechtigkeit erhöhen, wenn sie richtig eingesetzt wird.

Aber – und hier liegt der entscheidende Punkt – Technik ersetzt nicht die Haltung. Ein Zielfernrohr mit digitalem Absehen macht aus einem Schützen keinen weidgerechten Jäger. Eine App, die den optimalen Ansitzzeitpunkt berechnet, ersetzt nicht das Gespür dafür, wann man dem Wild seine Ruhe lassen sollte und wie der Wind im Revier tatsächlich weht. Die Technik beantwortet lediglich die Frage „Wie treffe ich?" – sie beantwortet jedoch nie die Frage „Soll ich schießen?".

Auch aus wildbiologischer Sicht kommt ein entscheidender Faktor hinzu: Nachtsicht- und Nachtzieltechnik verhindern zwar Fehlabschüsse und reduzieren Nachsuchen, sie verändern aber auch das Raum-Zeit-Verhalten des Wildes radikal. Wo früher durch den Schutz der Dunkelheit ungestörte Äsungsphasen im Offenland stattfinden konnten, kann eine flächendeckende Nachtjagd zu anhaltendem physiologischem Stress führen und eine Verlagerung der Aktivitätszeiten in den (dichten) Einstand bewirken. Auch wenn diese Jagdmethoden – je nach Landesjagdgesetz – auf Schwarzwild oder Beutegreifer beschränkt sind, weiß das Rot- oder Rehwild nicht, dass in der Nacht nicht ihm, sondern einer anderen Wildart nachgestellt wird. Die Technik macht das Wild zwar sichtbar, aber wir müssen bedenken, was der damit einhergehende Jagddruck mit den Tieren macht.

Genau hier liegt der eigentliche Wert des Alten: Weidgerechtigkeit ist keine leere Phrase, sondern im Grunde angewandte Tierethik im Revier. Sie fordert den Respekt vor dem Lebewesen Wild, den Tierschutz und die Vermeidung von unnötigem Leid und Stress. Diese ökologischen und ethischen Zusammenhänge sind keine überholten Konzepte, die durch neue Technik ersetzt werden. Sie sind der Rahmen, innerhalb dessen neue Technik überhaupt erst sinnvoll eingesetzt werden kann. Eine Drohne ohne ethischen Bezug ist nur ein Spielzeug. Ein Nachtzielgerät ohne Gesetzesbezug und Verantwortungsbewusstsein macht die Jagd nicht besser, sondern (anfangs) effizienter im schlechten Sinn.

Jung und offen vs. Alt und erfahren

Das zweite Spannungsfeld erleben wir immer wieder in den Revieren. Die junge Generation bringt frischen Wind, technische Affinität, neue Kommunikationswege wie Social Media, digitale Vernetzung und moderne Ausrüstung. Die ältere Generation bringt Jahrzehnte an Wissen über das eigene Revier, über das Verhalten von Wild, über die Pirschzeichen, die man nur nach vielen Jahren Praxis wirklich zu lesen und zu deuten lernt.

Zu oft wird daraus ein Konflikt gesponnen, nach dem Grundsatz: Hier die „verkrusteten Alten“, die sich gegen jede Neuerung sperren – dort die „ahnungslosen Jungen“, die alles nur noch durchs Display sehen wollen. Ich halte diesen Disput für falsch und sogar für gefährlich für die Zukunft unserer Jagd.
Denn was macht Erfahrung eigentlich aus? In der Wissenschaft wird das Wissen der erfahrenen Praktiker „Local Ecological Knowledge“ (Lokales Ökologisches Wissen) genannt. Wer seit vierzig Jahren ein Revier bejagt, kennt die thermischen Winde an den Hängen, kennt die Einstände bei verschiedenen Wetterlagen und liest Pirschzeichen mit einer Präzision, die kein Sensor ersetzen kann. Dieses Wissen lässt sich nicht googeln. Es lässt sich auch nicht durch eine noch so gute Wärmebildkamera ersetzen.

Aber, und das müssen wir ebenso ehrlich ansprechen, Erfahrungswissen birgt die Gefahr, dass tradierte Weisheiten als sakrosankt gesehen werden. Subjektive Wahrnehmungen stützen sich manchmal auf Mythen oder auf Beobachtungen, die unter früheren Rahmenbedingungen (andere Schalenwilddichten, anderes Klima, Fehlen von Beutegreifern etc.) richtig erschienen, aber moderner wildbiologischer Forschung nicht mehr standhalten. „Das war immer schon so“ ist wohl DAS Totschlagargument schlechthin…

Wir sollten dabei auch nicht vergessen, dass früher durchaus Dinge in der Jagd üblich waren, die heute so manch einen befremden, und die mit dem heutigen Verständnis von Tierschutz, Tierwohl und einem verantwortungsvollen Umgang mit dem Wild wenig vereinbar wären. Nicht alles, was überliefert ist, verdient deshalb automatisch den Schutz des Prädikats „Tradition“. Auch hier ist der Blick der jungen Generation wertvoll. Sie hinterfragt, bringt neues Wissen ein und hilft zu erkennen, wo Gewohntes vielleicht zu lange für selbstverständlich gehalten wurde. Tradition darf kein Freibrief sein. Sie muss sich daran messen lassen, ob sie auch unter den heutigen ethischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Maßstäben noch Bestand hat.
Gleichzeitig dürfen wir nicht dem Irrglauben erliegen, jede neue Forderung im Namen des Tierschutzes sei automatisch ein Fortschritt. Wo zum Beispiel Tierrechte mit Menschenrechten gleichgesetzt werden, werden für mich Grenzen überschritten. Tierschutz bedeutet Verantwortung für das Tier – nicht die Gleichstellung von Mensch und Tier.

Ein Zusammenspiel ist somit notwendig: Die „Jungen“ bringen wissenschaftliche Methoden, evidenzbasierte Ansätze oder digitale Monitoring-Tools; die „Alten“ liefern den geschulten Blick für den Einzelfall im Gelände – und natürlich ihr Wissen aus Weiterbildungen.
Wer sich neuer Technik und neuen Herangehensweisen verschließt, verliert den Anschluss. Nicht nur an junge Jägerinnen und Jäger, sondern an die Lebensrealität einer Gesellschaft, die auch kritisch auf die Jagd blickt und der wir erklären müssen, was wir tun und warum. Und diese Erklärungsarbeit gelingt heute vor allem über die Kanäle, die junge Menschen mitbringen.
Die eigentliche Stärke unserer heutigen Jagdgemeinschaft liegt daher nicht in einer der beiden Gruppen allein, sondern in ihrem Zusammenspiel. Erfahrung, die junge Energie kanalisiert. Junge Energie, die Erfahrung in die Zukunft bringt.

Was ist also dran am Alten?
Ich denke, sehr viel! Aber nicht alles, was alt ist, ist automatisch richtig, und nicht alles, was neu ist, ist automatisch falsch.
Das „Alte“ als Fundament bedeutet nicht die Ablehnung von Fortschritt. Das Alte steht für Prinzipien wie Weidgerechtigkeit, Verantwortung, Respekt vor dem Mitgeschöpf, ökologisches Verständnis und Gespür. Diese Prinzipien sind nicht altmodisch – sie sind zeitlos. Natürlich haben die „Alten“ oft einmal anders gedacht; damals, als sie jung waren. Auch sie haben sich die Hörner abstoßen müssen, auch sie sind „altersmilde“ geworden oder haben in dem einen oder anderen Punkt umgedacht.

Auf der anderen Seite sind Technik und Jugend kein Gegensatz zu diesen Prinzipien. Sie sind die Mittel, mit denen wir diese Prinzipien auch morgen noch mit Leben füllen können. Wildmanagement ist kein statischer Zustand, sondern ein dynamischer Prozess. Das „Alte“ gibt uns Leitstrukturen und Ethik, das „Neue“ gibt uns Daten und Methoden. Wenn wir nur auf Daten und Effizienz schauen, verkommen wir zu Schädlingsbekämpfern. Wenn wir nur auf altes Brauchtum pochen, verlieren wir die gesellschaftliche und wissenschaftliche Akzeptanz.
Die Frage ist also nie „alt oder neu“, sie ist immer: Dient das, was neu ist, dem, was sich bewährt hat? Und ist das, was sich bewährt hat, bereit, sich neu erklären und durch Evidenz ergänzen zu lassen?

Die Jagd der Zukunft braucht also nicht die Alten gegen die Jungen oder die Werte gegen die Technik, sondern sie braucht die Erfahrung der Alten als Richtung und den Mut der Jungen als Antrieb. Was dran ist am Alten, entscheidet sich nicht daran, wie alt es ist, sondern daran, ob es zukunftsfähig ist.

Mag. Christopher BÖCK, Wildbiologe, Geschäftsführer OÖ Landesjagdverband

Was ist Jagd? – Symbiose oder Grenzgang zwischen Leidenschaft, Verantwortung, Regulierung und Ökologie

Die Frage "Was ist Jagd?" lässt sich nicht mit einem einzigen Zweck beantworten. Jagd ist weder bloß Bestandsregulierung noch bloß Naturerlebnis, weder nur Tradition noch nur Nutzung. Sie schließt die bewusste und rechtlich geregelte Möglichkeit ein, ein freilebendes Tier zu erlegen. Eine Definition der Jagd, die das Töten ausspart, bleibt deshalb unvollständig. Zugleich beginnt Jagd lange vor dem Schuss: mit dem Lesen von Landschaft, Wetter, Fährten und Wildzeichen, mit Wissen über Wildbiologie, Verhalten und Lebensräume, mit Geduld, handwerklichem Können, verantwortlicher Wildbretnutzung sowie mit der Mitwirkung an Wildtierforschung und am Wildtier- und Lebensraummonitoring. Im Schuss verdichtet sich jedoch die gesamte Verantwortung jagdlichen Handelns.

Zu einer ehrlichen Betrachtung gehört auch die Frage nach den persönlichen Motiven. In Mitteleuropa jagen wir nicht nur, weil Wildbestände reguliert werden müssen, sondern auch, weil wir jagen wollen. Naturerleben, Spannung, Gemeinschaft, Beute, Wildbret und auch die Trophäe können legitime persönliche Beweggründe sein. Sie sind aber nicht mit der Rechtfertigung einer konkreten Entnahme gleichzusetzen. Der Jäger darf persönliche Motive haben; sie dürfen jedoch nicht zum Maßstab für das Schicksal des Wildtieres werden. Jagdliche Reife zeigt sich daher nicht nur darin, was jemand erlegen kann, sondern ebenso darin, worauf er verzichten kann. Der bewusst nicht abgegebene Schuss kann genauso Ausdruck jagdlicher Kompetenz sein wie der fachlich richtige Abschuss.

Der rechtliche Rahmen ordnet diese Verantwortung, nimmt dem Jäger aber nicht jede Entscheidung ab. Jagdrecht ist ein Mehrebenensystem aus landesrechtlichem Jagdrecht, Naturschutz- und Artenschutzrecht, unionsrechtlichen Vorgaben sowie weiteren einschlägigen Rechtsmaterien. Am Tiroler Jagdgesetz lässt sich dies als Dreiklang von Befugnis, Ziel und Haltung beschreiben: Das Recht eröffnet jagdliche Befugnisse, formuliert Ziele für Wildbestand und Lebensraum und verlangt eine weidgerechte Ausübung. Ethik soll dabei keinen eigenen Schwerpunkt bilden; rechtlich relevant ist vielmehr, dass bestimmte Wertungen - etwa die Vermeidung unnötiger Qualen, Muttertierschutz, Achtung vor dem Wild und jagdliche Disziplin - vom Gesetzgeber selbst in den Rechtsmaßstab aufgenommen wurden. Für die Praxis sind vier Fragen hilfreich: Darf ich? Muss ich? Soll ich? Und wie muss ich handeln? Eine rechtliche Erlaubnis ist eine Möglichkeit, kein Freibrief; ein rechtlicher Auftrag ist umgekehrt nicht bloß eine Empfehlung. Eigenverantwortung zeigt sich besonders dort, wo mehrere rechtmäßige Entscheidungen möglich sind.

Auch artenschutzrechtliche Ausnahmen folgen diesem Grundgedanken. Eine Ausnahme hebt das Schutzregime nicht auf, sondern bleibt Teil desselben. Je weiter vom Normalrahmen abgewichen wird, desto klarer müssen Ziel, Notwendigkeit, räumliche und zeitliche Begrenzung, Methode und Wirkung beschrieben werden. Dass die Ausübung der Jagd vom unmittelbaren Anwendungsbereich des Tierschutzgesetzes ausgenommen ist, schafft ebenfalls keinen tierschutzfreien Raum; entsprechende Anforderungen finden sich im Jagdrecht selbst und werden durch weitere rechtliche Grenzen ergänzt.

Gute Jagd darf nicht allein an der Zahl erlegter Stücke gemessen werden. Nicht jede erfolgreiche Erlegung ist erfolgreiches Wildtiermanagement. Eine Methode kann den einzelnen Abschuss erleichtern und dennoch langfristig Sozialstrukturen beeinträchtigen, Wild in die Nacht oder in Rückzugsräume verlagern, Jagddruck erhöhen und die weitere Bejagung erschweren. Deshalb müssen neben dem einzelnen Wildtier auch Bestand, natürliches Verhalten, Lebensraum, langfristige Wirkung, persönliche Verantwortung, belastbare Datengrundlagen und gesellschaftliche Erklärbarkeit berücksichtigt werden. Revierkenntnis ist dabei wertvoll, wird aber erst durch nachvollziehbare Erhebung, Zusammenführung und Überprüfung zu belastbarem Wissen. Glaubwürdige Jagd misst ihren Erfolg nicht nur daran, was erlegt wurde, sondern auch daran, welches Wildtierverhalten, welcher Wildbestand und welcher Lebensraum nach der Jagd zurückbleiben.

Damit ist die Frage der Glaubwürdigkeit unmittelbar verbunden. Glaubwürdigkeit ist kein Anspruch, den sich die Jagd selbst zuschreiben kann; sie entsteht aus der Übereinstimmung von Wort, Handlung und Wirkung.

Begriffe wie Nachhaltigkeit, Weidgerechtigkeit, Respekt, Verantwortung oder Demut überzeugen nur dann, wenn sie das eigene Handeln tatsächlich begrenzen. Ein Wert, der niemals eine Konsequenz für die eigene Entscheidung hat, bleibt eine Selbstbeschreibung. Dies gilt ebenso für moderne Technik: Sie kann Ansprechen, Sicherheit, Nachsuche und Tierschutz verbessern. Je mehr Technik aber natürliche Grenzen der Jagd aufhebt, desto wichtiger werden die inneren Grenzen des Jägers.

Besonders deutlich wird dies unter Regulierungsdruck. Schutzwald, Waldumbau, Wildgesundheit, Landwirtschaft oder begrenzte Lebensräume können konsequente Bestandsanpassungen verlangen. Regulierungsbedarf rechtfertigt jedoch nicht jede Methode. Viele sogenannte Wildtierkonflikte sind ihrem Ursprung nach menschliche Nutzungs-, Raum- und Interessenkonflikte. Die Jagd darf daher nicht ausschließlich am Wildtier korrigieren, was an den menschlichen Ansprüchen und an der Nutzung seines Lebensraumes unverändert bleibt. Zeitliche, räumliche und technische Erweiterungen jagdlicher Möglichkeiten müssen deshalb in ein schlüssiges Bejagungskonzept eingebettet sein. Gerade beim Rotwild ist zu berücksichtigen, dass Wild nicht auf Abschusspläne, sondern auf wahrgenommenes Risiko reagiert. Hoher und unberechenbarer Jagddruck kann Nachtaktivität, Rückzug und schwerere Bejagbarkeit fördern. Was den einzelnen Abschuss erleichtert, kann die Regulierung des Bestandes insgesamt erschweren!

Glaubwürdige Jagd entsteht deshalb als lernender Kreislauf aus Werten und Zielen, Wissen und belastbaren Daten, einem konkreten Bejagungskonzept, verantwortlicher Umsetzung sowie ehrlicher Wirkungskontrolle. Monitoring ist dabei kein Zusatz zur Jagd, sondern Voraussetzung dafür, dass Regulierung mehr ist als eine Behauptung. Neben Wildtierdaten müssen auch Lebensraumqualität, Ruhe- und Rückzugsräume, menschliche Störungen, Wildeinfluss und die Wirkungen jagdlicher Maßnahmen betrachtet werden. Der Abschussplan allein reicht nicht aus; Bejagungskonzepte müssen auch Ort, Zeit, Jagdintervalle, Ruhezonen, Prioritäten, revierübergreifende Koordination und Wirkungskontrolle einbeziehen. Jagdruhe kann dabei selbst ein Instrument des Wildtiermanagements sein. Ebenso endet Verantwortung nicht an Jagdgebietsgrenzen, weil auch das Wild diese Grenzen nicht kennt.

Für die Zukunft gilt es daher, bewährte jagdliche Qualitäten wie Revierkenntnis, Geduld, handwerkliche Sorgfalt, Wildbretnutzung, Nachsuche, Gemeinschaft und das Bewusstsein für die Endgültigkeit des Schusses zu bewahren. Verändert werden müssen dagegen der Vorrang persönlicher Beute- oder Trophäeninteressen, Abschusszahlen als alleiniger Erfolgsmaßstab, interessengeleitete Bestandsangaben, Dauerdruck ohne Konzept, Technik als Ersatz für Können und Öffentlichkeitsarbeit als Ersatz für glaubwürdige Praxis. Selbstbeschränkung bedeutet dabei nicht, weniger zu erlegen als notwendig. Sie bedeutet, nicht anders zu jagen als verantwortbar. In Reduktionsgebieten kann es richtig und notwendig sein, jede geeignete Gelegenheit konsequent zu nutzen - das ist aber etwas anderes, als jedes verfügbare Mittel einzusetzen.

Die Zukunft der Jagd liegt damit in der Verbindung von Qualifikation, Wildtier- und Lebensraummonitoring, wildbiologisch fundierter Abschussplanung, geeigneten gesetzlichen Rahmenbedingungen und einer ehrlichen Kommunikation, die der tatsächlichen Praxis folgt. Jagd ist eine freiwillig übernommene Verantwortung für eine Tätigkeit, die dem Menschen Freude, Spannung, Beute und intensive Naturerfahrung vermitteln kann, für das einzelne Tier aber endgültig ist. Glaubwürdig ist sie dort, wo persönliche Motive beherrscht, notwendige Eingriffe konsequent durchgeführt, ungeeignete Eingriffe unterlassen und die Wirkungen auf Wildtier, Bestand und Lebensraum ehrlich überprüft werden. Die Zukunft der Jagd entscheidet sich nicht daran, ob möglichst viel oder möglichst wenig erlegt wird, sondern daran, ob das Notwendige wirksam getan, das Falsche unterlassen und beides ehrlich verantwortet werden kann.



Wildtiere sind Teil des natürlichen Wirkungsgefüges – Jagd ist dabei mehr als Wildbestandsregulierung.



Stabile Alters- und Sozialstrukturen verlangen Wildkunde und Jagdrecht: Persönliche Ansprüche einzelner Jagdausübender dürfen nur eine untergeordnete Rolle einnehmen.

Mag. Martin SCHWÄRZLER, Tiroler Jägerverband, Innsbruck

Mit Motorsäge und Gewähr – Wildschäden vorbeugen

Der Klimawandel, die notwendige Entwicklung klimafitter Wälder sowie steigende Anforderungen an Biodiversität und Ökosystemleistungen stellen das Wald-Wild-Management vor komplexe Herausforderungen. Ein nachhaltiger Umgang mit Wald und Wild erfordert daher einen integrativen Ansatz, der jagdliche und waldbauliche Maßnahmen gleichermaßen berücksichtigt. Vor diesem Hintergrund kommt dem österreichischen Forst-Jagd-Dialog eine besondere Bedeutung zu.

Mit der Mariazeller Erklärung aus dem Jahr 2012 bekannten sich die Repräsentanten der Forstwirtschaft und der Landesjagdverbände zu einem gemeinsamen Verständnis ausgewogener wald- und wildökologischer Verhältnisse. Grundlage dieses Dialogs bilden objektive Datensätze der Österreichischen Waldinventur (ÖWI) sowie des Wildeinfluss-Monitorings (WEM), deren Ergebnisse als gemeinsame fachliche Basis für Managemententscheidungen dienen. Damit wurde ein Paradigmenwechsel eingeleitet: An die Stelle sektoraler Verantwortungszuweisungen trat ein kooperativer Lösungsansatz.

Der Gedanke „Mit Motorsäge und Gewehr" geht bereits auf die 1990er Jahre zurück, wo dieser Ausdruck in Vorarlberg anlässlich einer Jagdgesetznovellierung geprägt wurde. Er bringt zum Ausdruck, dass weder alleine die jagdliche Regulierung von Schalenwildbeständen noch ausschließlich waldbauliche Maßnahmen isoliert geeignet sind, stabile Wald-Wild-Verhältnisse herzustellen. Vielmehr bestimmen Wilddichte, Lebensraumqualität und Waldbewirtschaftung gemeinsam die natürliche Verjüngungsfähigkeit der Wälder. Ein klimaresilienter Mischwald entsteht dort, wo standortgerechte Baumarten ohne dauerhafte Schutzmaßnahmen aufwachsen können und gleichzeitig geeignete Lebensräume für Wildtiere erhalten bleiben.

Verbiss- und Schälschäden sind zumeist nicht ausschließlich Ausdruck zu hoher Wildbestände, sondern oft das Ergebnis des Zusammenwirkens von Wildpopulation, Habitatqualität und waldbaulichen Rahmenbedingungen. Daraus folgt, dass sowohl jagdliche Eingriffe als auch lebensraumverbessernde Maßnahmen Bestandteil eines ganzheitlichen Managements sein müssen.

Besondere Bedeutung kommt dabei einer Kommunikation auf Augenhöhe zwischen Waldbesitzern und Jagdausübungsberechtigten zu. Instrumente wie Vergleichsflächen, Wildeinflussmonitoring oder regionale Evaluierungen ermöglichen objektive Bewertungen und reduzieren konfliktträchtige subjektive Wahrnehmungen. Der Forst-Jagd-Dialog versteht sich deshalb weniger als organisatorische Plattform denn als kontinuierlicher Lern- und Abstimmungsprozess zwischen den beteiligten Akteuren.

Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass nachhaltige Lösungen dort entstehen, wo gemeinsames Verantwortungsbewusstsein die Grundlage des Handelns bildet. Angesichts der Herausforderungen des Klimawandels wird dieser kooperative Ansatz künftig weiter an Bedeutung gewinnen. Ein gelebtes Wald-Wild-Management ist Voraussetzung für vitale Wildbestände und stabile Waldökosysteme gemäß dem Leitspruch: „Mit Motorsäge und Gewehr gehen Wald und Wild schadensfrei einher."

Literatur

Mariazeller Erklärung der Repräsentanten der Forstwirtschaft und der Landesjagdverbände Österreichs (2012).
Forst & Jagd Dialog (2024): *10. Jahresbilanz 2023*. Wien.
Reimoser, F.; Reimoser, S. (2017): *Richtiges Erkennen von Wildschäden am Wald*. Wien.
Reimoser, F., Obermair, L., 2017.: *Forst & Jagd – Motorsäge & Gewehr*. Österreichische Forstzeitung, 01-2017. S. 36-38.
Höbarth, M., Schaschl, E., 2025: *Wildschäden vorbeugen – mit Motorsäge und Gewehr. Wald und Wild im Einklang*. Broschüre Waldverband Österreich, LFI Österreich, LK Österreich. 2. Auflage.

FD Mag. Dipl.-Ing. Dr. Elisabeth SCHASCHL, LK Kärnten

Jagd – Selbstbilder und Widersprüche

Warum jagen Sie? Diese Frage wird seit vielen Jahren gerne in Jagdzeitschriften mehr oder weniger prominenten Personen gestellt. Und die Antworten darauf, liefern auch häufig ein Bild bzw. eine Definition davon, was für die jeweilige Person „die Jagd" ist bzw. bedeutet.

Aber warum wird diese Frage so oft gestellt? Der Duden liefert z. B. eine allgemein auch anerkannte Definition: Jagd ist das Aufspüren, Verfolgen, Fangen und Erlegen (im Sinne von sich aneignen) von Wild (im Sinne von jagdbaren Wildtieren) durch Jäger. Aber ganz so einfach und eindeutig scheint es nicht zu sein, wenn man z. B. die vielen Definitionen liest, die man auf den verschiedenen Webseiten bzw. in den Artikeln von Jagdzeitschriften findet. Häufig ist davon zu lesen, dass Jagd nicht nur das Töten von Tieren ist, sondern viel mehr. Dass die Jagd z. B. auch ein Naturerlebnis und eine Notwendigkeit, gelebter Naturschutz und zumindest teilweise auch gelebter Tierschutz ist.

Der Grund, warum diese Frage so oft gestellt wird, dürfte unter Umständen damit zusammenhängen, dass ein vermutlich recht großer Anteil der Bevölkerung z. B. von Österreich oder Deutschland in ihrem Leben keinen unmittelbaren Bezug mehr zur Jagd hat und zunehmend der Bedarf gesehen wird, das jagdliche Handeln, diesem Teil der Bevölkerung zu erklären. Dieses Selbstbild, das bei den nachzulesenden Erklärungsversuchen häufig gezeichnet wird, trägt viel zur Außenwirkung „der Jagd" bei. Dieser Prozess der Aufklärung und Erklärung dauert bereits Jahrzehnte an und wird mit viel Bemühen und auch finanziellem Einsatz unterstützt. Es gibt zahlreiche Broschüren, den „Jäger in der Schule" und Schlagworte wie vom „Jäger und Heger" oder dem „Jäger als Anwalt des Wildes".

Für die Aussage, dass Jagd auch Naturschutz ist, gibt es prominente Unterstützung z. B. von der Internationalen Union für Naturschutz (IUCN), die seit 2000 die Jagd unter bestimmten Bedingungen als Form des Naturschutzes anerkennt, was in dem Zusammenhang auch gerne zitiert wird.

Aber hält dieses Selbstbild einem Realitätscheck oder gar einer kritischen Hinterfragung stand?

Auf der Homepage des österreichischen Landwirtschaftsministeriums (siehe Link unten) findet sich dazu ein Artikel von Prof. Reimoser aus dem Jahr 2002, in dem er unter anderem schreibt: „Entscheidende Voraussetzung für ein konstruktives Zusammenrücken von Naturschutz und Naturnutzung ist ein entsprechendes Umdenken bei Entscheidungsträgern und an der Basis der Interessensgruppen. Probleme können grundsätzlich in der sichtbaren Natur erst dann gelöst werden, wenn sie vorher auf geistig-ethischer Ebene im Kopf der Menschen gelöst worden sind. Dies bedeutet zuerst Denkprozesspflege und Überzeugung." Weitere Ausführungen dazu finden sich z. B. auch im Jagdprüfungsbehelf des österreichischen Jagd- und Fischereiverlages von 2018 (siehe Link unten).

Die Liste an Beispielen, die mir einfallen, in denen „die Jagd" im Empfinden eines Normalbürgers von einem Zusammenrücken von Naturschutz und Naturnutzung, noch ziemlich weit entfernt ist, ist lang. Das gilt auch und eher noch mehr für ein Zusammenrücken zwischen Jagd und Tierschutz.

Besonders deutlich bzw. offensichtlich wird ein diesbezüglicher Widerspruch bei der Betrachtung der diversen Jagdgesetze, die in Worte bzw. Gesetz gegossene Jagd sind. Das Tiroler Jagdgesetz z. B. listet 50 Wildtierarten als jagdbare Wildarten auf. Bei anderen Jagdgesetzen sind es ein paar mehr oder weniger aber im Wesentlichen ähnliche Wildtierarten. Das ist das Wild, für das die Jagd direkt zuständig bzw. verantwortlich ist.

Sieht man sich die Logos der verschiedenen Jagdverbände an, drängt sich die Frage auf, ob sich dieser Fokus der Jagd auf alle jagdbaren Wildarten gleichermaßen bezieht?

Ein Logo drückt die Identität, die Werte und den Charakter einer Marke, eines Unternehmens oder einer Organisation aus. Es fungiert als visuelles Aushängeschild und vermittelt auf einen Blick Kernbotschaften. Hier drängt sich ein Widerspruch zur gern getroffenen Aussage bzw. Behauptung auf, dass Jagd angewandter Naturschutz ist. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man verschiedene Jagdgesetze selbst studiert und zu

verstehen versucht, worauf diese Regelwerke eigentlich abzielen. Ein ähnlicher Eindruck kann beim Besuch einer der jagdrechtlich vorgeschriebenen Trophäenschauen entstehen. Trophäen von einigen, wenigen in den Jagdgesetzen angeführten Wildarten scheinen einen höheren Stellenwert zu haben als z. B. Ziele des Natur- und Artenschutzes.

Derartige und ähnliche Widersprüche werden auch immer wieder öffentlich angesprochen, z. B. von Thomas Weber in seinem Kommentar in der Tageszeitung „Die Presse" vom 12.04.2023 (siehe Link unten) wenn er schreibt „Die Jägerschaft ist bei Weitem nicht so reaktionär, wie sie von weiten Teilen der Bevölkerung gesehen wird. Sie ist aber auch bei Weitem nicht so up to date, wie sie sich selbst mitunter darstellt".

Klarzustellen ist in dieser Situation selbstverständlich, dass es „die Jagd" schlechthin nicht gibt bzw. diese keineswegs pauschal betrachtet werden kann. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Jagdarten, Jagdsystemen, der Jagd auf unterschiedliche Wildarten und in unterschiedlichen Ländern, Regionen und Traditionen sind zweifellos sehr groß. Deshalb kann eine derartige, allgemeine Betrachtung nur auf eine sehr oberflächliche Weise durchgeführt werden, was aus fachlicher Sicht im Grunde unseriös bzw. unzulässig ist. Diese Oberflächlichkeit in der Betrachtung ist aber allein dadurch gerechtfertigt, da sowohl in den zitierten Artikeln als auch meist in der Öffentlichkeit von „der Jagd" ohne weitere Differenzierung gesprochen bzw. geschrieben wird.

Zusammenfassend legen die vielen Eigendefinitionen bzw. gezeichneten Selbstbilder von Jagd und der Bezug zu Naturschutz oder auch Tierschutz den Schluss nahe, dass „die Jagd" ein Erklärungs- bzw. Rechtfertigungsbedürfnis hat. Argumente und Bilder, die für Erklärungen gut funktionieren sind aber auf die Dauer nur glaubwürdig, wenn derartige Selbstdefinitionen auch gelebt werden. Beim Versuch einer aktuellen Betrachtung fallen etliche Widersprüche zwischen dem eigenen Selbstbild und der Wahrnehmung von außen auf, die vermutlich nicht ohne Weiteres beseitigt werden können, sondern einen aufwändigen und oftmals schwierigen Prozess erforderlich machen.

Literatur

https://www.bmluk.gv.at/themen/landwirtschaft/bildung-forschung/Online-Fachzeitschrift-Laendlicher-Raum/archiv/2002/Reimoser.html (Download am 05.10.2026)
https://www.bmluk.gv.at/dam/jcr:8a4d3ffd-4a20-4acb-a074-a98466cec312/07_Reimoser_end.pdf (Download am 05.10.2026)
https://wildlife.reimoser.info/download/2018_Reimoser_Jagdpruefungsbehelf_Kapitel_6_Jagd_Naturschutz.pdf (Download am 05.10.2026)
Was auch im 21. Jahrhundert noch für die Jagd spricht – DiePresse.com (Download am 05.10.2026)

Dr. Martin JANOVSKY, Amt der Tiroler Landesregierung, Innsbruck

Wo geht die Reise hin?

Niemand kann in die Zukunft schauen. Dennoch kann man versuchen abzuschätzen, wie sich die Jagd in Zukunft entwickeln könnte und welche zentralen Faktoren diese Entwicklung möglicherweise beeinflussen. Das heute verfügbare Wissen über Biologie, Ethik usw. steht grundsätzlich jedem Interessierten zur Verfügung. Gleichzeitig sind die jagdlichen Problemfelder und deren Ursachen vielfach bekannt. Man möchte daher meinen, dass die Lösung vieler dieser Probleme machbar sein sollte. Trotzdem wird die Lösung bestimmter Probleme nur zaghaft angegangen bzw. auf die lange Bank geschoben.

Ein Beispiel dafür ist die Entwicklung der Gamswildbestände. Diese sind im Alpenraum, vor allem in den Kerngebieten, rückläufig. Die Ursachen sind vielfältig: Freizeitnutzung, Klimawandel und Lebensraumveränderungen, um nur einige zu nennen. Allesamt sind dies Faktoren, auf die der Jäger keinen oder nur sehr wenig Einfluss hat. Auf eine zentrale Ursache hat der Jäger allerdings direkten Einfluss: die Jagdstrecke. Durch bestandsangepasste Abschusspläne könnte man dem rückläufigen Bestandstrend effektiv entgegenwirken. Diese Maßnahme wird allerdings nicht oder nur zu zaghaft umgesetzt.

Jäger verstehen sich traditionell als Anwälte des Wildes. Gleichzeitig übernehmen andere gesellschaftliche Akteure, insbesondere NGOs, zunehmend die öffentliche Kommunikation über Arten-, Natur- und Lebensraumschutz. Damit stellt sich eine unbequeme Frage: Wer spricht für das Wild – und wie glaubwürdig wird die Stimme der Jagd wahrgenommen?

Bilder und Beiträge in sozialen Medien prägen das Bild der Jagd. Problematisch wird es, wenn der Fokus zu stark auf Schießen und Töten liegt oder eine Jagd dargestellt wird, die mit der tatsächlichen Praxis wenig zu tun hat. Glaubwürdigkeit entsteht nicht durch Selbstinszenierung, sondern durch die Übereinstimmung von Anspruch und Wirklichkeit.

Auch der technologische Wandel fordert die Jagd heraus. Digitale Anwendungen und technische Hilfsmittel können die Jagd unterstützen und effizienter machen. Gleichzeitig besteht die Gefahr, dass technisches Können zunehmend an die Stelle jagdlichen Handwerks tritt. Die entscheidende Frage lautet daher nicht, ob Technik eingesetzt werden soll, sondern wie wir sie einsetzen.

Wenn man abschätzen möchte, wohin sich die Jagd in Zukunft entwickelt, lohnt es sich auch, einen Blick auf die Aus- und Weiterbildung zu werfen: Reichen Ausbildungsumfang, Praxisbezug und die Bereitschaft zur Weiterbildung aus, um den Anforderungen der Jagd gerecht zu werden?

Der Umgang mit großen Beutegreifern wird die Jagd der Zukunft mitprägen. Dieses Thema ist emotional und gesellschaftlich polarisierend und zwingt die Jagd noch stärker dazu, ihre eigene Rolle zu definieren: Ist Jagd einfach ein Instrument des Wildtiermanagements, oder sollte die Jagd im engeren Sinne davon losgelöst betrachtet werden?

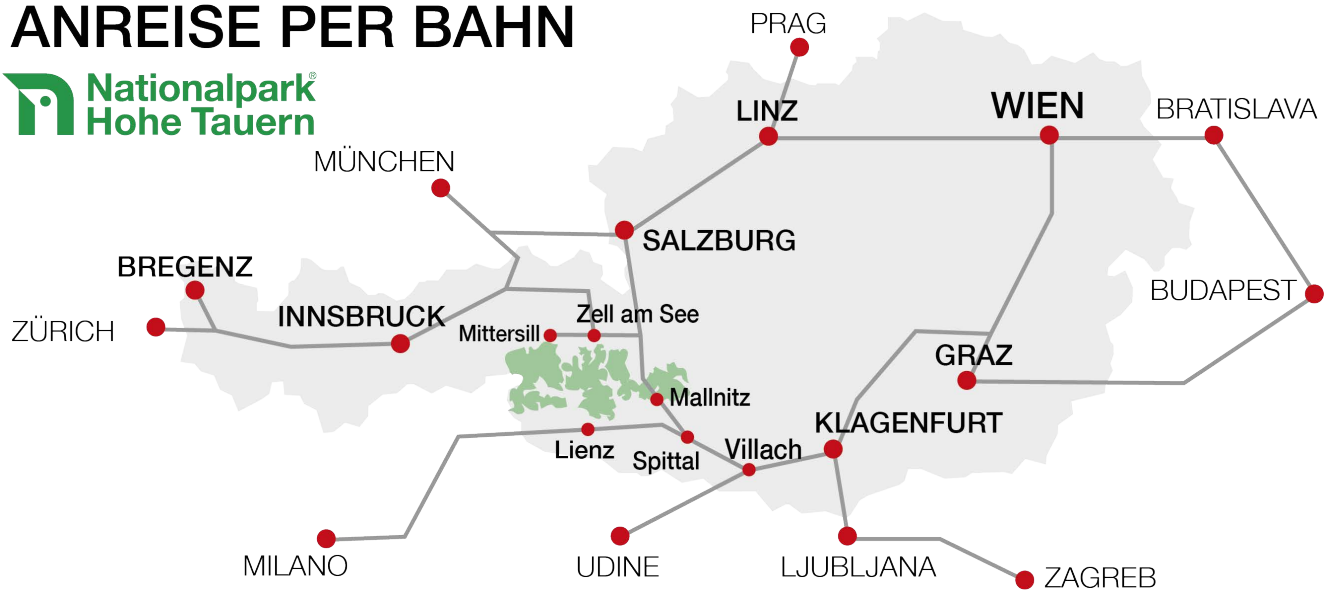
Die Reise in die Zukunft ist immer eine Reise ins Ungewisse. Daher ist es hilfreich, bestimmte Navigationshilfen zu nutzen: Wissenschaftliche Erkenntnisse müssen akzeptiert und umgesetzt werden. Kommunikation muss nach innen wie nach außen kohärent sein. Selbstreflexion bedeutet, Anspruch und Wirklichkeit abzugleichen; Selbstbeschränkung bedeutet, nicht alles zu tun, was technisch oder rechtlich möglich ist.

Zentral ist es, sich auf die grundlegende Frage zurückzubesinnen: Warum jage ich?

Die Zukunft der Jagd wird nicht ausschließlich durch äußere Rahmenbedingungen bestimmt. Einen wesentlichen Teil ihrer Entwicklung steuert die Jägerschaft selbst. Daher gilt: Die Jagd wird sich dorthin bewegen, wohin wir sie steuern.

Josef WIESER MSc, Wildbiologe, Südtirolrer Jagdverband, Bozen

ANREISE PER BAHN



Medieninhaber und Herausgeber, Verleger:

Nationalparkrat Hohe Tauern
Kirchplatz 2, 9971 Matrei
Tel.: +43 (0) 4875 / 5112 | E-Mail: nationalparkrat@hohetauern.at

www.hohetauern.at